

und nicht Nürnberg sein kann. Es ist wahr: heute ist Würzburg überwiegend katholisch; aber gesetzt den Fall, Julius Echter hätte seine Hauptstadt nicht wieder katholisch gemacht, dann wäre das protestantische Würzburg ebenso der Mittelpunkt fränkischen Wesens wie es das katholische heute ist. Wollet das begreifen! Nürnberg? Allen Respekt vor seinen Leistungen, seiner Geschichte! Aber für Franken ist es Randstadt, es ist überwiegend nordgauisch besiedelt, die fränkischen Patriziergeschlechter sind größtenteils erloschen, die industrielle Entwicklung der Gegend führt immer wieder oberpfälzisches Blut in Menge zu; es ist Vermittlungsstadt zwischen Franken und Bayern; Maßstab der reinen Frankenart kann es nicht sein. Ich stamme ja auch nicht von Würzburg; aber meine Ueberzeugung, wo der Vorsitzende, der Schriftleiter des Werkblattes des Frankenhundes hingehöre, wird sich nicht mehr ändern; in die Stadt, wo das „Erbe der freien Franken“ urkundlich bezeugt ist.

Genug! Steuermann, lenke den Kurs gerade aus auf die Wiedergeburt des reinen, unzwiespältigen Frankenbewußtseins! Der Kapitän wird ebensowenig schlafen wie Du. Und den Mutigen hilft Gott.

Peter Schneider

Liebe Freunde! Mit dem 1. Januar 1928 übernehme ich die Schriftleitung unseres Werkblattes. Ich konnte mich schließlich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß unser 1. Vorsitzender eine Entlastung braucht, wenn wir seine Arbeitskraft uns und unserer Sache noch länger erhalten wollen. Ziel und Weg haben sich nicht geändert, also kann ich ohne weiteres ans Steuerrad treten. Was ich aber für eine glückhafte Fahrt brauche, ist wahrhaftig Gottes Segen, dann aber auch Euer Treue und Mitarbeit. Um all dies bitte ich vom ersten Tage an; an meinem guten Willen soll es nicht fehlen.

Zum Jahreswechsel wünsche ich Euch herzlichst das Schönste und Beste: Euch, liebe Leser, reichen Segen für all Euer Tun und Wollen, Euch schöne Leserinnen, tausendfache Glücksbäumlein zu beiden Seiten Eueres Weges, uns und unserem Bund Gottes schützende Hand.

Anton Fries

Die Kulturgrundlagen Frankens und ihre Auswirkung in seine Geschichte

Von Professor B. Hanftmann-Bünau

Wenn man heute den nördlichen Teil des bayerischen Staates von Hessen bis Böhmen und südlich angeschlossen einen westlichen bis ins Donaugebiet Franken nennt, so hat man sich bei kulturgeschichtlicher Betrachtung vorzuhalten, daß die drei Teile dieses Frankens von Haus aus nach Besiedlung und Entwicklung verschiedene Gebilde sind, die dann durch Verkehrs- Ueberschichtung und Regierungsform in ewigen Ausgleich gediehen sind.

Da löst sich zunächst als Altfranken das heutige Unterfranken aus, dem seit karolingischer Zeit die Bezeichnung Ostfranken im Unterschied zum westlichen Rhein- und gallischen Franken zustand. Westlich und ins Ansbachisch-

Eichstädtische hinab gab es damals noch kein Franken. Wer gut aufhorcht, wird alsbald inne, daß die Mundart Würzburgs, der dauernden Hauptstadt Ostfrankens, über der alemannischen aufgebaut ist, indes die des häuerlichen Landes sich gleichartig bis ins tiefe Thüringen verfolgen läßt. Tatsächlich ist dem fränkischen Einsitz alemannischer und diesem burgundischer vorhergegangen, während der bis in die neueste Zeit behauptete thüringische nichts zu bedeuten hat. Denn für die nördlichsten Teile des heutigen Thüringen ist schon feste merowingische Kultur nachgewiesen, und die breite fränkische Einsitzung wurde nach dem Sieg Chlodowigs über die Alemannen im Jahr 496 bei Zülpich abgeschlossen. Ohne Zweifel war mit dem Eindrang eine große Rückflutung aus dem überbevölkerten gallischen Franken verbunden, die infolge der Versippungen mancherlei Mischvolk mit herübergebracht hat.

Nach Osten und Westen sind die Grenzen des alten Ostfrankens mundartlich noch heute scharf wahrnehmbar. Dicht hinter Iphosen und im Hatzfurtischen schlägt die Sprache in die der sogenannten Nordgaue um, die sich nach ihrer Lage zu Bayern so nennen, und im Westen bezeichnet Lohr den Anstoß gegen die rheinfränkische Nachbarschaft. Nördlich liegt die Rhön als urvölkisch gebliebenes Gebiet vor, und nach Süden herrscht der Bayerische Einschlag vor, indes die angrenzenden Gebiete Badens und Württembergs so intensiv fränkisch eingemischt sind, daß dort eine ebenso eigenartige als erfreuliche Kultur entstehen konnte, in der sich aber die völkische Bastardierung gelegentlich des Bauernkrieges schwer rächen sollte.

Also, fragt wohl der Leser, waren diese Franken besondere Leute, und — was machte sie dazu? Kurz gesagt: ihre nordische Herkunft. Sie brachte, so wie wir heute das Menschenmaterial der Vergangenheit übersehen, Tüchtigkeit und Wert aus der Unverbrauchtheit der Rasse mit sich, ohne daß diese Eigenschaften den Völkern, zwischen die sich jene setzten, abgesprochen zu werden brauchen.

Schon im 18. Jahrhundert hatte man sich auf derlei Dinge nachgrübelnd besonnen und war darauf gekommen, daß die Franken ihren Fröhhsitz an der untern Elbe gehabt. Neuerdings hat Professor Schmaus in Bamberg ebenso einfach als beweiskräftig festgestellt, daß die Franken mit den Chauken identisch sind, die das Küstenland zwischen Weser und Elbe zur Zeit der Römer innehatten. Das Wort Chauk hat den dem Volksstamm noch lang verbleibenden Guttural-Anlaut Ch, wozu man Chlodwig gegen Ludwig, Chlotar gegen Lothar zu vergleichen hätte. Es ist unser früheres Haug gleich hoch, noch in zahlreichen Orts- und Familiennamen, auch im Vornamen Hugo erhalten. Die völkische Bezeichnung ging auf Leute von besonders hohem Wuchs. Das erklärt auch, daß ein Pipin, der dies Volksmerkmal nicht hatte, ausdrücklich der Kurze hieß. Als Merkwürdigkeit sei ganz allgemein angeführt, daß der Rassenforscher Günther die durchwegs als nordisch geltenden Rassenmerkmale auch noch bei den heutigen Unterfranken so ausgesprochen festgestellt hat wie in keiner Landschaft Mittel- und Süddeutschlands.

Es gilt heut die nicht mehr bestrittene Ansicht, daß die Namens- und Sammelbezeichnung als Franken auf Unabhängigkeit innerhalb der germanischen Gemeinschaften hinweist, die aus der Zeit der Römer nachweisbar

sind und der Stärkung gegen deren Herrschaft gedient haben. Der schließliche Machtgewinn des aufstrebenden Volkes war gewaltig. Bei Karls des Großen Tod umfaßte er das heutige Frankreich, griff über die Pyrenäen nach Spanien, über Rom hinab nach Süditalien, schloß das ganze nördliche Küstenland bis über die Unterelbe hinweg ein und reichte östlich zwischen Elbe und Weser mit Einschluß Kärntens über die Halbinsel Istrien hinaus ans Adriatische Meer.

Innerhalb dieses Riesengebietes lag unser Ostfranken als eine Art karolingische Hausprovinz und dynastischer Stützpunkt. Dieser Eigenschaft entsprach die politisch-soziale Einrichtung des ostfränkischen Staatswesens mit der Absicht auf die Auswirkung nach Osten und Süden, ja sogar bis in die mühsam und blutig unterjochten niedersächsischen Lande hinein. Von den 12 000 sächsischen Sippen, das heißt ganzen Siedlungen, die Karl nach der Unterwerfung aushob und in seine Hausprovinzen im gallischen und Mainfranken versetzte, mag rund die Hälfte zu uns gelangt sein, zahlreiche Ortsnamen weisen darauf hin. Der sächsische Hauptbischöfssprengel Paderborn unterstand noch lange dem Würzburger.

Im Vordergrund der auf Ostfranken gestützten dynastischen Absichten ragte die Christianisierung nach Osten und Süden hin. Der weltliche und geistliche Staat waren den neuen Machthabern eine untrennbare Einheit wie noch in keinem Imperium vorher. So hatte denn Würzburg schon 741 seinen Bischof, den bekannten Burkard, der später heilig gesprochen ward.

Der Mann führt als Landeszeichen ein offenbar altes fränkisches Feldzeichen, den auf rotem Grund leuchtenden weißen Dreizack, den auch die Niederfranken mit der heiligen Stadt Köln bis ins ausgehende Mittelalter aufzeigen. Für sich und die Zwölfmännerschaft, die seine politisch-geistliche engere Beimacht bildet, hat er die karolingische Lilie, die als Zepterendigung nichts anderes ist als Ausweis königlicher Gewalt. Jahrhunderte lang tritt diese Lilie allgemein als Kurzzepter und königliches Hauptattribut auf, sie sitzt noch heut auf den Türmen der von Burkard überkommenen Stiftskirche in Würzburg.

Burkard wird vom mainzischen Inhaber der religiösen Hauptmacht, dem nachmals heiligen Bonifazius, investiert. Aus dem Zwang der Zeit und der karolingischen Staatsklugheit heraus hat man sich die beiden Gottesmänner recht anders vorzustellen als es die Schule will. Bonifazius hat die reichen Kenntnisse seiner Gesamtbildung ausgiebig mit einer Art Gegenseitigkeitsvertrag für seine politischen Herren genützt, indem er ihnen als Markscheider und quasi Katasterkommissär massenhaft Königsgut sicherte und mehrte, nicht zu Gunsten der Freisässigen im Land. Die dürftigen Nachrichten über Burkard lassen immerhin erkennen, daß er bei Grenzunstimmigkeiten eine Rolle spielte, schließlich schlug ja auch das Interesse seines Bistums ein, das mit des Lebens Notdurst auf der Naturalwirtschaft stand. Ohne Zweifel ist von Haus aus für den Bischof eine breite territoriale Macht stabilisiert worden, und wir haben zuzugestehen, daß er sie brauchte.

Es ist klar, daß die Wahl Würzburgs als solch bedeutsamen Mittelpunkt eine vorhandene örtliche Kulturunterlage zur Voraussetzung haben mußte. Wir werden sie betrachten.

Die heutigen Gebiete Mittel- und Oberfranken sind unter der Christianisierung von Würzburg her und politischer Abrundung Zuwachsgebiet geworden. Entgegen den offiziellen Nennungen hat man als ihre kulturell-geschichtlichen Hauptstädte Nürnberg und Bamberg anzusehen. In der Tat sind Würzburg, Nürnberg, Bamberg der Inbegriff Frankens. Das rheinfränkische ganz neue Zuwachsgebiet mit Aschaffenburg müßte bei seiner nicht minder reichen Kultur einer Sonderbetrachtung mit Mainz als Ausgang anheimgestellt werden.

Würzburg taucht unbestimmt auf im 7. Jahrhundert als Betätigungsstelle des Befehrsers Kilian, der, wie später Bonifaz, übers Wasser gekommen war und schlechten Lohn fand. Aber er kam gleich all seinen Genossen als Kulturträger. Man hat zu bedenken, daß die Zeit, als die Römer Britannien räumten, und das Auftreten des Ordensgründers Benedikt von Nursia nahe beisammen liegen, und daß Bildung damals schlechthin Benediktinertum war, das sich noch auf vorchristliches Späthellenisten- und alexandrinisches Wesen stützte. Daran hatte sich auch nichts geändert bei der nächsten bedeutsamen Nennung Würzburgs unter Karlmann und Pipin.

Die Bodenkultur war weit, also wohl seit langem vorgeschritten, denn der Sprengel wird sofort mit Liegenschaften in der Nähe dotiert, die als die fruchtbarsten weit und breit gelten. Daneben bestehen ausgedehnte Laubwälder, und alsbald tritt der Weinbau auf. Die berühmte Grenzbegehung vom Jahr 779 klärt uns bemerkenswert auf. Der anwesende Königsbote arbeitet mit 72 Altmännern, und die geordneten Gaubezeichnungen lassen auf ein längst geregeltes Siedlungswesen schließen, das damals wohl seinesgleichen suchte. Da werden Weingärten aufgeführt, Bleichrasen, gefasste Brunnen, Dorf- und Einzelhofanlagen, feste Erdburgen, ein Tanzplatz, kurz alles, was das Wesen der Siedlungsgemeinschaft ausmacht, die schon auf das städtische Wesen zusteuert. Die Tierzucht im Freien, vom Pferd bis herab zur Geiß, ist durch zahlreiche Flurbenennungen ausgewiesen.

Weiterhin ist dann die Entwicklung des Würzburgisch-ostfränkischen Gebietes durch eine Abgeschlossenheit bezeichnet, die ihm die Eigenart gibt und mit seiner Sicherung zusammenhängt. Zunächst muß eine eifrige Bautätigkeit den christianisch-wirtschaftlichen Bestand festigen. Bemerklich wird sie erst um 1140 unter dem großen Bruno, einem Bischof aus der salischen Spätsippe. Die übermäßige Größe des von ihm in Angriff genommenen Domes geht auf die Bestimmung des Baues für Reichstagsversammlungen, die reiches Leben und vielfachen Gewinn in die Städte brachten. Neben zahlreichen Kirchenbauten entstehen dann umfangreiche Stadtgehöfte der Domherren, die das bruderhafte Zusammenleben bald aufgeben und sich feudal, zunächst erst Adelssträger und nur daneben Pfründeinhaber, als die Hauptbevölkerung in der Stadt einrichten.

Schon bald ist die Stadt in die Zwitterstellung der hierarchisch beherrschten und von königlicher Gunst, das ist: der Freiheit Besonnenen, geraten. Da ragt jenseits des Maines der Turm der hohenstaufischen Königsburg, ein Zeichen bevorzugter Gastung, die Salier und Hohenstauffer in der Stadt nahmen. Frühzeitiger Unfriede zwischen Stadt und Bischöfen geht auf die mangelhafte Klärung der stadtpolitischen Verhältnisse zurück, die

letzte große Empörung der Bürger gegen den bischöflichen Bedränger und Machtabenteurer Gerhard v. Schwarzburg endet mit offener Feldschlacht, Niederlage und grausamer Bestrafung der Bürgerschaft, an die der König Wenzel unter ausgiebiger Tränkung mit dem berühmt gewordenen Wein vom Stein die Reichsfreiheit verliehen hatte. Schon im 13. Jahrhundert soll die Bedrängung der Bürgerschaft in eine Massenauswanderung nach Nürnberg gemündet sein, die Nachricht ist aber nicht zu verfolgen. Jedenfalls wurde damals den Bischöfen der Aufenthalt in der Stadt gründlich verleidet, und sie haben sich zu fernerm Aufenthalt die wehrhafte Feste auf dem Berg ob Fluß und Stadt gegründet, die das Stadtbild zu einem der allerschönsten in deutschen Landen macht.

Nachhaltig konsolidieren sich trotzdem Stadt und Land in abgeschlossener Kultur, aus der dann der Bauernkrieg dem unbefangenen Urteiler als eine förmliche Unbegreiflichkeit auffpringt. Es ist sehr wohlfeil, die Feudalwirtschaft, ohne die ein Deutsches Reich nicht denkbar war, für ihn verantwortlich zu machen. Aber man hat zu bedenken, daß die viel weiter zurückstehenden bayerischen Länder infolge rechtzeitiger Gegenmaßnahmen den Bauernkrieg ebensowenig verspürten wie die Stadt Nürnberg mit ihren organisierten Nachmitteln. Und bedenkt man, daß die Ausgangsherde in Südwestdeutschland und Thüringen, den Gegenden der allerschlimmsten Bastardbevölkerung lagen, so wird man auch geneigt, denen Gehör zu geben, die die Lage der in Franken Revoltierenden als einseitig geschildert bezeichnen, darauf hinweisen, daß sie erst nach dem Bauernkrieg schlechter, aber auch da nicht unerträglich geworden, und daß der Aufstand keine Sache der Bauern, sondern hinterfässigen Volkes gewesen sei, das wie stets in solchen Läufern, auch die Wankelmütigen unter den Besseren mit sich riß.

Dicht hinter diesem trüben Bild zieht das glanzvolle des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn auf, der als Gründer seines Spitals und der Universität schier weltbekannt ist. Freilich pflegt man Luther als den Grenzstein zwischen Mittelalter und neuerer Zeit zu stabilisieren. Aber Julius, der von 1575 bis 1617 regiert, steht auf diesem Mittelalter wie auf Schultern aus Granit und holt Höhen zu sich herab, in die kein damaliger Vertreter neuer Zeit noch zu schauen wagte. Ist irgendwie und irgendwo das Wort Renaissance gleich Neugeburt und Satenglanz erlaubt, so hat es die nie verblässende Gloriole dieses Mannes zu sein, der alles, was die territoriale und wirtschaftliche Hierarchie über Länder und Geister wollte, ohne es stets zu schaffen, ruhmreich in zusammenfassende Vorbildlichkeit gestellt hat. Das war die Art, die kein Mittelalter von einer neuen Zeit schied, sondern eine Zeit folgerichtig in die andre führte.

Das beste Porträt, das wir von Julius Echter haben, läßt auch dem Rassenfreaker keine Wahl: Der hochblonde Charakterkopf mit dem unverschnittenen breiten Bart zeigt den Nordstämmling. Und da ist es ja: alles, was Julius auszeichnet, ist nordisch: seine Freude an hellen, grossenstrigen Kirchen, die Raumgröße und die freien Formen, in denen er baut, sein Wille und seine Einheit. Und doch also: *Francia orientalis* auf ihrer Höhe im nordischen Durchhalt . . .

Schade, daß dem großen Mann bedeutungslose Leute in die Anfänge des großen Krieges folgten. Vom Herzenbrenner Ehrenberg spricht man am besten nicht. Und mit einer heute allerdings unnützen Wahrscheinlichkeit könnte man annehmen, daß Julius die schwedische Invasion an seinem Staat vorbeigelenkt hätte, soweit das überhaupt möglich war.

Trotzdem sollte diesem schlimmen Krieg, der die Würzburger Lande empfindlich mitnahm, eine Blüte folgen, als sei sie mehr die Frucht dessen, was Julius gepflanzt. Gegen Kriegsende setzte man in glücklicher Wahl den Niederfranken Johann Philipp v. Schönborn auf den herzoglichen Bischofssthron. Der Mann hatte noch keinerlei Weihen und war Obrister in des Kaisers Dienst. Bezeichnend für ihn ist, daß er alsbald an die Neubefestigung der Stadt nach Vaubanischem System ging. Mit dem welschen Baumeister Antonio Petri, den er hierzu ins Land holte, begann auch außerdem ein baulicher und künstlerischer Aufschwung ohnegleichen für Würzburg und die Sässigkeit eines überliefernden Gesamtkünstlerwesens, das die Stadt trotz Julius bis dahin nicht gehabt: sie erlebte ein so auserlesen selbständiges Barockzeitalter, daß es wie eine Renaissance für sich spricht. Ungeschwächt geht ihre Auswirkung weiter bis zum berühmten Balthasar Neumann, der auch von den Schönbornischen herkommt, die in drei Persönlichkeiten die Gestaltung der Stadt bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts bestimmen.

Beim Ausgang des geschichtlichen Würzburgs in diesem 18. Jahrhundert sind seine Herrscher neben ihrem robusten Bauwillen auch mehr und mehr zu fürsorgenden Betreuern geworden. Im Gefolge der Bauleute und Künstler wie Tiepolo ziehen zahlreiche Handelsleute aus dem Süden ein, die Stadt wird eine in sich gefestigte Handelsstelle mit einem neuen Einschlag sozialer Kultur. Das Fluß- und Straßenwesen wird gleichzeitig gehoben, die Zivilisation aus Handel und Wandel wächst weitend und fruchtend in die alte, aber nicht stockende Kultur. Zum Vorteil dieser Kultur wird die Schwäche, auf des Herrschergehobens Außenwelt französischen Abglanz spielen zu lassen. Und das Ergebnis bleibt das Staunen der Zeiten. Sie werden nie mehr in die alten Spuren finden.

*

Dann kam, mit dem Fall von Stadt und Land an Bayern, der Absturz zur Provinzstadt. Die Geschichte ihrer Kultur und Geschehnisse ist damit zu Ende. Aber die Frage bleibt: Wie wärs gekommen, wenn der Krummstab weiterherrschte? Ich bin geneigt zu sagen: Schlechter nicht, wahrscheinlich besser! Man mag das 18. Jahrhundert betrachten, wie man will: Die gebundene Aufklärung, die sein Wesen in Würzburg bezeichnet, ist Hoheit der Geister. Es hält uns nichts ab, der nordischen Herkunft des Frankentums zuzugestehen was ihr gebührt.

*

Just zu der Zeit, da die Auswirkung des Würzburgischen Herzogbistums nach Osten hin ihm dort einen nachhaltigen Stützpunkt und damit ein merkwürdiges Gesamtmachtgebiet mainentlang bis nach Böhmen geschaffen zu haben schien, trat die Gründung des Bistums Bamberg dazwischen, die der Bayerische Herzog und Kaiser Heinrich II. im Jahr 1007 schuf,

knapp ehe der Salier Konrad kam, und sein salischer Sippengenosse und Erzkanzler Bruno den Herzogsthron in Würzburg bestieg. Die mit der Gründung in Bamberg erfolgte Minderung von Gebieten, die schon in Würzburgische Abhängigkeit gekommen, ging ja nicht ohne Konflikte ab. Das neue Bistumsgebiet war von Hause aus wendisch, bayerisch überzogen und ostfränkisch-feudal durchhäutert. Ohne Zweifel ward es durch die Bistumsgründung soweit gegen fortschreitende Verfrankung abgedämmt, als es selbst die nötigen Kulturkräfte im Menschenmaterial aufzubringen wußte.

Wenn Bamberg die Ansehnlichkeit der Stadt noch nicht hatte, so gewann es sie durch das Bistum. Kirchenversammlungen und Reichstage taten, wie üblich, auch hier ihre Pflicht. Die Bamberger Reichstagung 1020, auf der selbst Papst Benedikt VIII. erschien, macht es begreiflich, daß man drunten in Würzburg im Wettbewerb alsbald den Dom mit einem unerhört geräumigen Langhaus zur Aufnahme von Besuchermassen rüstet.

Die Stadt wuchs rasch in Ausdehnung und Wohlstand. Daß sie das, was sie war, durch das Bischofswesen geworden, vergalt sie mit Streitigkeiten, die denen der Würzburger Bürgerschaft zu vergleichen sind. Wie diese am Ausgang des 14. Jahrhunderts trotz der Befreiung durch König Wenzel in den großen Bann geraten war, so geschah dies den Bambergern unter Kaiser Sigismund, der ihnen als Danaergeschenk eine goldene Bulle zur Ummauerung der Stadt nebst sonstigen Freiheiten verliehen hatte. Die Städter stürmten den Bischofssitz auf dem Michelsberg und erlagen dem Bann des Basler Konzils von 1434. Die Stadt blieb unbefestigt, ihrem Selbstbewußtsein, nicht aber ihrem Wohlergehen zum Schaden. Der Bauernkrieg nahm Bamberg nicht so mit wie Würzburg.

Nach großen Gesichtspunkten betrachtet, laufen die kulturellen und geschichtlichen Dinge merkwürdig gleichartig mit den würzburgischen. Bezeichnend ist ja auch, daß seit dem 17. Jahrhundert die bischöflichen Herren in Würzburg oft auch die von Bamberg sind. Faktisch, wenn auch in anderem Sinn, war also das erreicht, was von Würzburg aus frühzeitig hatte erreicht werden wollen. Auch die Handelszivilisation, gestützt auf südländische Einwanderungen, und die Einlenkung des Herrscherwillens ins Gemeinnützige und Philantropische gleicht den Läufen in Würzburg. Aber statt der Einengung in Mauern, unter deren Folgen Würzburg leiden muß, solange es seine Bauvergangenheit wahren will, zeigt Bamberg die breitoffene Lage der typischen Fürstenstadt des 17. ins 18. Jahrhundert, geschaffen für eine große Zukunft, auf die es allerdings seine geographischen Bedingungen noch warten lassen mußten.

In seiner Art durchaus eigenartiges, klares Gebilde der Stadtkultur, teilt Bamberg mit Würzburg die Lage am Fuß einer beherrschenden Höhe. In ihrer hierarchischen Nutzung sind die Höhen ob Bamberg eine nicht wieder anzutreffende Kultur- und Kultwelt für sich.

Daß diese Bamberger Welt, an der Würzburger verglichen, nur fränkisch überzogen, besten Falles leis infiltriert ist, wird der Stammesunterfranke im ganzen Gefühl inne, wenn er dort weilt. Man sieht auch nicht ein, warum man einer Volksgemeinschaft heut mit allen möglichen Über-

zeugungsfinessen einen anderen Volkscharakter aufdrängen will. Der, aus dem sie gediehen, hat ihr Stolz und der Respekt anderer zu sein, und nur in seinem Hochhalt wird sie ihren gesamtvaterländischen Pflichten gerecht. Da lob ich mir das Gärtnerviertel draußen, es kann sich mit all seinem Gehaben auf volkstämmig wendischem Erbboden sehen lassen. Bleib es seiner Art auch fürder treu!
(Schluß folgt.)

Der Weinbau in Franken

Von Oberregierungs-Chemiker S. Schulhöfer

Wie immer wir uns auch zur Alkoholfrage stellen, so läßt es sich nicht leugnen, daß der Weinbau in Franken volkswirtschaftlich von großer Bedeutung ist, daß er auch das Landschaftsbild wesentlich beeinflusst, und gestaltend gewirkt hat auf die Eigenart der Winzer.

Während früher Elsaß-Lothringen mit seiner 30 000 Hektar bebauten Rebfläche, an der Spitze der weinbautreibenden deutschen Staaten marschierte, es war dies mehr als $\frac{1}{4}$ der gesamten Rebfläche in Deutschland, stellt heute Bayern mit seinen 20 000 Hektar Weinbergen, ungefähr 27 % der deutschen Rebfläche, das größte Weinbaugebiet Deutschlands dar.

Von diesen bayerischen Weinbergen fällt allerdings nur der vierte Teil auf das diesseitige Bayern und hievon der größte Teil auf Franken und zwar insbesondere auf Unterfranken.

In früheren Jahren spielte der Weinbau in Bayern eine viel größere Rolle wie jetzt. Bis zum 30 jährigen Kriege war selbst Altbayern ein zusammenhängendes Weinland; hievon zeugen die Schriften von Aventinus und auch heute noch heißen mehrere Straßenzüge in Altbayern, so z. B. der von Landshut nach Ingolstadt, Weinstraße; diese waren bestimmt, die Zufuhr von Wein aus weinbautreibenden Gegenden an die Fürstenhöfe, geistliche und weltliche, zu erleichtern. Hier sei an die alte Weinstraße erinnert, welche von Hammelburg, dem fürstbischöflichen Besitz, quer durch die Rhön über Sterbfritz zur Hofhaltung nach Fulda führte. Auch eine große Anzahl altbayerischer Familiennamen deuten auf einen regen Weinbau in Bayern hin, konnte ich doch selbst unter meinen Bekannten aus Altbayern einen „Weinmaier, Weinmiller, Weinbauer, Weinzirl“ verzeichnen. Auch eine Reihe von Namen der Feldlagen deuten auf einen ausgebreiteten Weinbau im diesseitigen Bayern hin und es ist noch gar nicht lange her, daß an der Trausnitz bei Landshut sich ein Weinberg befand.

An dem Verfall des bayerischen Weinbaues ist nicht nur der 30 jährige Krieg schuld, sondern vor allem die veränderte Geschmacksrichtung, die das vollmundige, süßere Bier dem dünneren, säuerlichen Wein vorzog. Auch die ausländischen Süßweine, die von jeher besonders von der Damenwelt vorgezogen wurden, traten mit dem deutschen Wein in scharfen Wettbewerb. Hauff spricht sich in den Phantasien im Bremer Ratskeller sehr ergötlich, aber auch scharf über diese Geschmacksrichtung aus. So kam es, daß mit Ausnahme von Franken der Weinbau in Bayern fast gänzlich zum Erliegen kam. Nur in Schwaben, in der Bodenseegegend, hat sich noch ein Bestand